

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 26 (1942)
Heft: 11

Artikel: Von unsern "Volksbüchern"
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-419884>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

hätte der große Pädagoge nicht merken sollen, daß das ein Irrtum war? Unsere alten und ältesten Volkslieder sind wohl mehr oder weniger mundartlich gefärbt, auch die Volksschauspiele, aber nie reine Mundart und wollten das nicht sein. Im 19. Jh. haben dann die deutsche Dichtung — ich nenne nur Schillers „Tell“ und Uhlands Lieder —, die Volksschule und die Presse unserm Volke diese Sprache immer näher gebracht, und jetzt soll sie wieder eine Fremdsprache sein?

Alle Vergleiche hinken, aber mit einigem gutem Willen wird man eine ungefähr richtige Vorstellung bekommen vom wirklichen Verhältnis zwischen Mundart und Schriftsprache, wenn man die Mundart betrachtet als das geistige Werktagskleid, die Schriftsprache als das Sonntagsgewand. In diesem bewegen wir uns nicht so frei und unbefangen wie im andern, aber es ist uns in ihm feierlicher zumut. Nicht daß wir deshalb das Werktagskleid, das Arbeitskleid verachten würden — jedes hat seine Würde —, aber wenn wir für feierliche Stunden eine feierlichere Sprache haben als für gewöhnliche, so ist das für uns eine Bereicherung. Otto von Greyerz, ein unantastbarer Schweizer und Mundartfreund, sagt dazu: „Man mag den Wert der Mundart noch so hoch ansetzen — nach dem Gefühl unseres Volkes ist die deutsche Schriftsprache eine Kunstform, die aus dem Alltag heraushebt und der gehobenen Stimmung eines feierlichen Anlasses den gemäßen Ausdruck gibt. Man kann diesem Bedürfnis nach einer Feiertagsprache bis in scheinbar abliegende Volksbräuche nachgehen: ich denke hier an die Hausinschriften aus älterer Zeit, die man vornehmlich in unsern Berggegenden findet; sie sind nie in reiner Mundart abgefaßt, sondern, je weiter sie zurückreichen, um so häufiger in jener Schreibform, die in oberrheinischen Ländern allgemein üblich war. Es gehörte wohl zur Feierlichkeit des Augenblicks, daß der Bauer, wenn er sein Haus oder seine Sennhütte mit einem Spruch schmücken wollte, durch die gehobene Sprachform sein ernstes Denken und Empfinden andeutete.“

Es ist unmöglich, dem Deutschschweizer die Schriftsprache zu einer wirklichen Fremdsprache zu machen, aber fremder, als sie ihm jetzt ist, kann man sie ihm schon machen, wenn man sie so viel wie möglich vermeidet. Wenn er nach der Schulzeit Hochdeutsch gar nicht mehr sprechen hört, wie es eine übertriebene Mundartbegeisterung heute fordert, sondern nur noch lesen kann (und gelesen wird ja meistens nur mit den Augen) — freilich kann ihm diese Sprache so einigermaßen entfremdet werden, ob aber der Gewinn den Verlust deckt, ist eine Frage.

Auf der andern Seite täuscht man sich leicht über die Ursprünglichkeit des Mundartgebrauchs. Gewiß gibt es Pfarrer und andere Redner, die eine Predigt oder Rede in echter, urchiger Mundart halten können und damit noch näher an die Herzen herankommen als schriftdeutsch. Aber sie bilden die Ausnahme. Was man an mundartlichen öffentlichen Reden zu hören bekommt, auch von Pfarrern, ist in der Regel hochdeutsch gedacht und nur Wort für Wort ins Schweizerdeutsch übersetzt, ein abscheulicher Mischmasch von Mundart und Schriftsprache, eine Mittelform, die der Mundart gefährlicher ist als dem Schriftdeutschen. Daß die Herren Geistlichen nicht alle zu unterscheiden wissen zwischen echtem und scheinbarem Schweizerdeutsch, beweisen die Verhandlungen eines Zürcher Pfarrkapitels, aus denen ein Teilnehmer folgende Mundartblüten überliefert hat: „Mer sind dann zum Schluß gilangt, Ihne z'biantrage, Si möchtid sich dijer Mlageleghheit aanäh und de Chilerat möchti die disbezügliche Maregig zum Bischluß erhebe. — Vo Site der meischte Chilepläge ligid ähnlich Ufferige vor; überall het me mit de letztere sehr begrüßeswertig Erfahrig gemacht.“

usw. Wer ein schweizerdeutsches Sprachgefühl und nicht nur ein schweizerdeutsches Trommelfell hat, d. h. wer den Unterschied zwischen echter und unechter Mundart empfindet, wer heraus hört, ob das Schweizerdeutsch unmittelbar aus dem Herzen komme oder auf dem Umweg über das Schriftdeutsche, dem ist bei solchem Schweizerdeutsch nicht wohl; da klingt ihm ein noch so stark mundartlich gefärbtes Schriftdeutsch immer noch natürlicher als dieses schriftdeutsch verfeuchte „Schweizerdeutsch“.

Gewiß klingen uns die mundartlichen Laute gemüthlicher im Ohr als die andern, aber Gemüthlichkeit ist nicht das höchste Ideal (sie war es für die Seldwyler, wie Keller ausdrücklich bezeugt), und die Kirche ist nicht die Stätte der Gemüthlichkeit, sondern der Erhebung; darum sind wir grundsätzlich gegen die Predigt in Mundart. Für Abendgottesdienste und Bibelstunden, auch für den pfarramtlichen Religionsunterricht der Schule, die ja weniger feierlich, eher vertraulich wirken sollen, mag die Mundart angehen. Auch für Feldgottesdienste, weil der Soldat nur dazu im Felde steht, unser eigenstes Eigentum zu verteidigen, und die Sprache dieses Eigentums ist die Mundart. Aber auch in allen diesen Fällen sollte sich der Pfarrer zuerst prüfen oder noch besser: prüfen lassen, ob er über diese Dinge in echter Mundart sprechen könne. Es gibt jetzt Mundartkurse für Welsche und Tessiner, mit Recht; viele Pfarrer könnten einen solchen Kurs für kirchlichen Gebrauch mit Vorteil besuchen.

Man rühmt der Mundart nach, daß sie der Phrase weniger zugänglich sei. Auch das ist ein Irrtum. Ob der Redner Phrasen mache oder nicht, hängt von ihm ab, nicht von seiner Sprache. Im persönlichen Gespräch, im vertraulichen sowohl am Familientisch oder im Freundeskreis wie im geschäftlichen im Büro und Kaufladen hat man weniger Anlaß, Phrasen zu machen als in der Ansprache, der Rede, der Predigt, die durch ihre „Schönheit“ auf weitere Kreise wirken soll. Solange man solche Reden schriftdeutsch gehalten hat, hat es natürlich nur schriftdeutsche Phrasen gegeben. Wenn man nun allgemein anfängt, öffentliche Reden schweizerdeutsch zu halten, wird es auch schweizerdeutsche Phrasen geben; man braucht sie ja nur aus der Schriftsprache zu übersetzen. Eine phrasenhafte Redensart, die man seit einigen Jahren lesen und schriftdeutsch hören kann, ist z. B. „unter Beweis stellen“ für einfaches „beweisen“. Im Gespräch wird man nie so sagen; in mundartlichen Ansprachen aber kann man gelegentlich schon hören, es habe einer sein Wohlwollen „under Bemys gstellt“. Daß man andererseits beim Gebrauch der Mundart leicht abgeleitet ins Banale und ins Plaudern gerät, haben Sie selbst schon festgestellt.

Die im „Kirchenboten“ gestellten Fragen können wir also nur so beantworten:

1. Soll in Mundart gepredigt werden
 - a) in allen Gottesdiensten? — Nein!
 - b) Nur in besondern Gottesdiensten? — Ja, aber auch da nur, wenn der Pfarrer sich überzeugt hat, daß er es kann.
2. Soll das Gebet in Mundart gehalten werden? — Nein!
3. Soll die Mundart auch auf Eingangswort und Segen, sowie den Text ausgedehnt werden? — Nein!

Von unsern „Volksbüchern“

Wir bringen jedes Jahr in der „Rundschau“ das Verzeichnis unserer Veröffentlichungen. Es eignet sich nach außen zur Werbung und nach innen, bei unsern Mitgliedern, zur Hebung unseres Selbstgefühls: das alles haben wir schon geleistet! Praktischen Gebrauch machen aber auch

unsere Mitglieder selten davon. Daß sie unsere alten „Rundschau“ meistens ruhen lassen, ist begreiflich; dagegen sollten unsere „Volksbücher“, die weniger zeitbedingt und allgemeiner gehalten sind, schon auf mehr Teilnahme rechnen dürfen. Die alten Ausgaben (über Lienert, Meyer, Hebel, Zwingli, Boshart, über das Idiotikon [„Stimme der Heimat“], Hochdeutsch, Schweizerdeutsch) sind ja für 50 Rp., bei Bezug mehrerer verschiedener oder gleicher Hefte noch billiger erhältlich. (Die Hefte über Huggenberger und über Taufnamen sind vergriffen.) Von den neuen Nummern finden besonders Dettlis „Geschlechtsnamen“, gelegentlich auch Steigers „Sprachlicher Heimatschutz“ im Buchhandel noch Abnehmer. Merkwürdig hohe Bestände aber weisen beim Verlag Eugen Kentsch (Erlenbach) noch die beiden Schriften von Otto von Greyerz auf, die wir vor Weihnachten unsern Mitgliedern und übrigen Lesern besonders ans Herz legen. Da ist zuerst sein in 2. Auflage erschienener „Gotthelf“ (1 Fr. 60). Welcher urchige Berner wäre besser geeignet, uns zu jenem andern urchigen Berner zu führen, uns sein Leben zu erzählen, sein Wesen darzustellen, uns die Augen zu öffnen für seine Schönheiten und uns das, was uns an ihm etwa stören mag, begreiflich zu machen? Und dann die „Spracherziehung“ (1 Fr. 70), die Sammlung seiner vier Rundfunkvorträge! Der Name des Verfassers hat offenbar die bescheidene, trockene Sachlichkeit des Titels, hinter dem der Nichtfachmann langweilige Theorie, Methodik und Pädagogik und dergleichen wittert, nicht zu überwinden vermocht. Aber wie lebendig, für jedermann verständlich und fesselnd sind diese Vorträge! Der erste ist an die Eltern, vor allem an die Mütter gerichtet und erklärt in wahrhaft ergreifender Weise, warum wir von der „Muttersprache“ reden. Die andern drei wenden sich besonders an die Lehrer der Volks- und auch der Mittelschulen, aber sie tun auch den Eltern wohl, die den sprachlichen Schulunterricht ihrer Kinder mit Verständnis begleiten und unterstützen möchten. Das Schlußwort widmet der Verfasser wieder den Müttern; denn „die grundlegende Bildungsarbeit fällt dem Hause zu“. Unser Verleger hat mit der Übernahme der alten Hefte aus dem frühern Verlag und mit der Herausgabe der neuen in besserer Ausstattung ein Opfer gebracht, das ihm tragen zu helfen Ehrensache des Sprachvereins ist. Wie wär's, wenn jedes Mitglied und jeder weitere Leser auf Weihnachten sich eins oder mehrere dieser Hefte schenken ließe oder selber weiter schenkte? Bestellungen sind nicht an unsere Geschäftsstelle, sondern an den Buchhändler oder an den Verlag selbst zu richten: Eugen Kentsch, Erlenbach (Zürich). Wir drucken als Kostproben aus der „Spracherziehung“ einige Stellen ab.

Aus dem 1. Vortrag:

Sprecherziehung und Spracherziehung

Wir möchten den Müttern und allen, die an der ersten sprachlichen Entwicklung des Kindes beteiligt sind, die Wichtigkeit und Schönheit ihrer Aufgabe zum Bewußtsein bringen. Sie sollen nicht denken, daß das Sprechenlernen in der Kinderstube sich von selber mache und die sprachliche Bildung erst in der Schule beginne und darum ihr überlassen werden könne. — Singet, ihr Mütter, euren Kleinsten, singt sie in Schlaf und singt ihnen beim Erwachen. Sorgt euch nicht und schämt euch nicht, wenn ihr das Singen verlernt habt oder keine schöne Stimme zu haben glaubt. Was eine liebende Mutter ihrem Kindelein singt, ist immer schön und geht nie verloren. Ihr allein trefft die rechte Tonart, die dem Kinde wohl tut. — Dieses Ausströmen der Mutterliebe in Sprachklängen wird ihm zu einer unentbehrlichen seelischen Nahrung. — Weniger selbstverständlich ist vielleicht die Mahnung an die Mütter, ihrer schönen Aufgabe auch darin zu genügen, daß ihre Sprache

und Aussprache vorbildlich sei in Reinheit und Natürlichkeit. — Nie werden gute Mütter sich das Naturrecht nehmen lassen, ihre Kinder die Muttersprache zu lehren und sie damit im geistigen Sinn mit Muttermilch zu tränken. — Es gibt Mütter, die sich in ihrer Rolle glauben, wenn sie die Sprachfehler, die das Kind natürlicher- und normalerweise begeht, nachahmen und vor ihrem Kind mit einer läppischen Ammensprache kokettieren. . . . Wird hier vielleicht Kindliches mit Kindlichem verwechselt?

Aus dem 2. Vortrag: Lesen lehren

„Man macht die Kinder lesen, ehe sie reden können“, tadelte er (Pestalozzi). Es gibt noch heute, besonders auf dem Lande, viele Eltern, die unzufrieden sind, wenn das Kind nicht am ersten Schultage mit Buchstaben zu tun bekommt, wenn es nicht mit einer Lesefibel und einem geschriebenen i oder a nach Hause kommt. — Nicht daß man Bescheid weiß über Dichternamen und Dichterwerke und ihre herkömmliche Rangordnung, ist das Zeichen wahrer Bildung, sondern daß man ein inneres, persönliches Verhältnis zu ihnen gewonnen habe und wisse, was sie einem wert sind — mögen sie andern wert sein was sie wollen. — Gutes Vorlesen wäre in der Schule, im häuslichen Kreise, in Vereinen und Gesellschaften eine allgemein geübte Kunst, nicht ein Alleinrecht für Berufskünstler; es wäre die billigste, geistigste unter allen menschenvereinigenden Künsten.

Aus dem 3. Vortrag:

Vom kindlichen Ausdruck zum Stil

Durch zu frühes Dreinfahren mit Tadeln und Fehlerankreihen verschucht ihr die köstliche Unbefangenheit des Kindes, die wir verloren haben, das naive Selbstvertrauen, mit dem seine ersten Schreibversuche es erfüllen, die Lust, sich zu geben, wie es ist, wie es denkt und fühlt! — Der Weg zu gutem Stil führt niemals durch Unwahrheit; im Gegenteil ist innere Wahrheit, Übereinstimmung der Form mit dem Inhalt, seine erste Bedingung.

Aus dem 4. Vortrag: Poesie in der Schule

Das rechte Organ zur Aufnahme der dichterischen Sprache ist nicht das äußere Ohr, ist das zarte Gewebe der Seele, dessen hauchdünne Fäden zu schwingen und klingen anheben, wenn ein verwandter Ton sie rührt und kein hartes Verständniswort die innere Stille stört. — In den exakten Wissenschaften gilt nur das experimentell oder logisch Bewiesene. Das muß der Schüler lernen, um es zu wissen. Aber daß ein Gedicht schön, ein Drama erschütternd sei, das beweist ihm keiner. Das erlebt man oder erlebt es nicht, jeder nach seiner Art.

Briefkasten

J. L., S. Wenn der Hauptsatz lautet: „Die Behörden der Kantonalen Landwirtschaftlichen Schule W. . . bezeugen durch diese Urkunde“, muß es dann im Nebensatz heißen: „daß N. N. i h r e Schule“ oder „u n s e r e Schule besucht hat“? Auf diese Frage muß ich Ihnen ähnlich antworten wie Bundesrat v. Steiger dem Nationalrat in der Flüchtlingsfrage (nur ist es zum Glück nicht so wichtig!): „Kopf und Herz widerprechen sich.“ Der Verstand sagt „ihre“, das Herz „unsere“. Grammatisch richtiger ist ohne Zweifel „ihre“. „Ihre“ und „unsere“ sind besitzanzeigende Fürwörter. Wenn aber der Besitzer in der 3. Person Mehrzahl genannt ist (die Behörden), dann kann auch das auf ihn bezügliche Fürwort nur in der 3. Person stehen; also muß es heißen „ihre“. „Unsere“ wäre grammatisch nur berechtigt, wenn diese Behörden sich selber vorgestellt hätten, etwa so: „Wir, die Behörden . . .“, oder wie es etwa auf einem Heimatschein heißt: „Wir, Landammann und Regierungsrat, . . .“ Oder wenn es etwa hieße: „Wir, der Aufsichtsrat und der Direktor“ (oder: „die Direktion“). Aber da vorher nie ein „wir“ steht, kann es auch nicht heißen „unsere“. Und doch ist dieser Vorschlag auch zu begreifen. Denn die grammatisch richtige Form „ihre“ mutet das Gefühl etwas kalt und bürokratisch an. Man fragt